Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Wochenblatt für die Aemter Rastatt, Ettlingen und Gernsbach. 1840-1847

1842

Beylage zu Nro. 42. des Wochenblattes

Visual Library

Beylage zu Nro. 42. des Wochenblattes
für die Aemter Rastatt, Ettlingen und Gernsbach.

Miscellen.

Etwas über die sittliche Verdorbenheit der Jugend.

Von einem Lehrer.

Man klagt so sehr über die verdorbene Jugend unserer Zeit, und wirft so gerne den Geistlichen und Lehrern die Schuld auf den Rücken. Gewöhnlich geschieht dies jedoch von solchen Menschen, welche selbst eine Bürde dieser Schuld auf sich tragen, und sich solcher nicht anders zu entledigen wissen. Wie sehr unrecht jene thun, welche den Geistlichen und Lehrern die Schuld aufdrängen, mag sich aus Folgendem ergeben. Ich ergreife zum Darthun dieses die eigene Erfahrung, und führe die Leser, welche zum großen Theil ähnliche Erfahrungen gemacht haben mögen, zum Nachdenken.

Fast in allen Gemeinden grassirt das Uebel der Obstdiebstähle, Obstfrevel genannt; in einigen mehr, in anderen weniger, in unserer Gemeinde auffallend. Im glücklichen Falle erhält gar oft der Eigenthümer eines Obstbaumes, namentlich wenn er am Wege steht, und dasselbe gleich vom Baume genießbar ist, 3/5tel des Erträgnisses.

Dieses Ausfünfteln schaffet regelmäßig die Jugend der Werktags- und Sonntags-Schule; die größere versagt übrigens theilweise ihre kräftige Mithilfe ebenfalls nicht, besonders wenn es den Nüssen gilt.

Daß denn wirklich die sittliche Verdorbenheit der Grund dieses Uebels allein sey, möchte ich nicht behaupten. Einestheils thut es die Naschhaftigkeit, weniger der Hunger, und am wenigsten die Demoralisirung. Zu entschuldigen ist es übrigens in keinem Falle. Wer trägt jedoch die Hauptschuld?

Vater und Mutter klagen über diesen Unfug, schelten und schmähen über den kleinern und größeren Felddieb, der ihr Obst ausfünfteln hilft; — aber Vater und Mutter sehen gar oft ihren eigenen Samen das nämliche Geschäft treiben, und setzen sich gleichgiltig darüber weg. In diesem Falle sind es eben Kinder, nach ihrer Meynung; man macht es ja ihren Bäumen auch nicht besser. Doch, wenn Letzteres geschieht, sind es Diebe.

Der Bürger und die Bürgerin sehen das Nämliche, und sagen: „Dort schau mal hin, schmeißen die fünf große Menscher Nüß h'runter; am Sonntag hab' ichs g'sehen, daß sechs Buben an einem Baum Aepfel bengelten! Meine Blatschäpfel am Kührain hab' ich auch halbzeitig h'runter machen müssen, sonst hätt' ich keine kriegt. Ich sollt' aber nur einmal Eins angetroffen haben, die Ripp' hätt' ich ihm h'nein g'schlagen. Dieses gehet aber mich nichts an. Was brauch ich mich zu verfeinden."

Der Feldhüter sieht es auch. Dießmal will er's noch gehen lassen; aber — — ha denk wohl nochmal für dießmal, und so läßt er's für's letzte Mal im Jahr 1842 den 31ten Dezember desselben Jahres hingehen. Will sich auch nicht verfeinden, muß bey den Leut leben, und kann nicht nach allen Mücken schlagen. Sagt's aber doch den Eltern dieser Frevler, in der Hauptsache darum, daß sie den gnädigen Schützen kennen lernen.

Dem Bürgermeister wird eine Anzeige gemacht von einem Privaten; das längst bestandene strenge Verbot wird öffentlich wiederholt in's Gedächtniß gerufen. Die ganze Bürgerschaft gehet, klagend über das Uebel, daß kein Baum sicher sey, auseinander. Der Lehrer bestraft einen solchen Frevel. Das Kind kommt nach Hause und weint noch. „Was heulst?" „Der Lehrer hat mich gehauen, weil wir Aepfel bengelten." „'S ist der werth. Wir hen ja auch nur unsere halben Pomeranzenbiren kriegt. Wer hat noch eing'hängt kriegt, du allein?" „Nein, der Peter und der Michel auch, noch ärger als ich." (Das lächert den Natzi.) Jetzt ist's recht gewesen.

Wie es in diesem Falle, nämlich in Betreff der Obstfrevel gehet, so gehet es in den übrigen. Wer ist verdorbener, die Jugend oder wer? Wer gehört zuerst gezogen und wer kann sie ziehen? Wer trägt daher die Schuld der verdorbenen Jugend? Die Antwort ist gegeben.

Einzelne können nicht abhelfen, sondern nur mithelfen. Die Ortsobrigkeit und das Hutpersonale bilden in diesem einzelnen Falle die Hauptpersonen, nach den Eltern. Und der Ortsobrigkeit stehen auch die Mittel zur Disciplin des Hutpersonals zu Gebot. Werden die Eltern wirklich für den Frevel ihrer Kinder zur Strafe gezogen, o! dann ists anderes Wetter. Wart Kerl! heißt's, diese 30 kr. schlage ich dir an der Haut h'runter. Die Mutter schreit: „Ich reiß dir

die Haar h'raus, Schlingel; für dich hätt' ich nur zu plumpen!«

Es wird auch noch recht christlich über die Schützen und den Bürgermeister gewettert. Laßt sie schreyen; sie kommen recht schön zur Erkenntniß, wenn sie die Früchte ihres schwerbeladenen Obstbaumes allein bekommen.

Ist dieses gleich nicht die rechte Kinderzucht, ist sie doch besser als keine.

Gelegenheitlich noch Folgendes: Vor ungefähr fünf Wochen war ich auf dem Rastatter Wochenmarkt mit Haber. Es erschienen mit schnellen Schritten zwey Knaben von ungefähr 12 Jahren, stellen sich an den Zuber, betrachten, befühlen und beurtheilen den Haber. Er gefällt ihnen. Diese Knaben fielen mir auf, und flissentlich wies ich sie nicht ab. Ihr Gutachten, ihr Augenwechsel unter sich, sowie mit mir und meiner Frau, waren mir ein Räthsel. Unwillkommen mag ihnen meine Aufmerksamkeit gewesen seyn; denn als sie sich, ohne Geschäfte gemacht zu haben, entfernten, löste sich mir das Räthsel. Der eine dieser kleinen schlauen Diebe trug ein langes Säckchen in der Hand, in dem einige Hände voll Früchte seyn mochten, und das er versteckt hielt. Wozu mag solche, für Kinder gewiß große Dieberey führen, und wenn das Gerappste gleich nur Taubenfutter geben sollte!! — —

Mit dem Ganzen will ich Niemand wehe thun. Wem es wehe thut, dem gebühret diese Strafe. Der Zweck ist, einestheils darauf aufmerksam zu machen, wie diesem Uebelstande, wo er zu Hause ist, abgeholfen werden kann; anderntheils praktisch zu zeigen, daß es eine Sünde sey, den Geistlichen und Lehrern die Schuld der sittlichen Verdorbenheit der Jugend, und wenn es auch nur ein Theil dieser Schuld seyn sollte, zuwerfen zu wollen.

Der Gebildete thut Letzteres freylich nicht.

Der Reisende aus der Provinz in Paris.

Die größte Unbesonnenheit, die ein Reisender aus der Provinz begehen kann, ist, nach Paris zu kommen, ohne sich im Voraus mit einer Wohnung versehen zu haben; und nicht die Wohnung blos muß er besitzen, über die geringsten Einzelheiten muß er die genauesten Erkundigungen eingezogen haben. Man weiß von tausend erschrecklichen thränenwerthen Geschichten, die sich in einsamen Herbergen am Saume des Waldes von Bondy, von Hermannstadt und so vieler anderer Wälder ereignet haben, die mit Eichen und Räubern, mit Tannen und Mördern angefüllt sind; man kennt die Fallthüren, die sich um Mitternacht öffnen, die Meuchelmörder, welche eintreten, den Dolch und die Blendlaterne in der Hand, den Bett-Himmel, der sich dumpf und schweigend auf das entschlafene Opfer senkt und es erstickt; — diese entsetzlichen Erzählungen sind Nichts gegen die Gefahren, welche am hellen Tage den unvorsichtigen Reisenden erwarten, der sich in eines der glänzenden Hotels der belebtesten Stadttheile von Paris verirrt; und diese Gefahren werden um so größer, um so unvermeidlicher, als sie sich unter der Maske des reinsten Wohlwollens, der aufmerksamsten Zuvorkommenheit verbergen.

Seine Unkunde führt ihn vielleicht in eines der reichsten Gasthäuser, die in der Gegend des Boulevard des Italiens liegen und für Fremde des ersten Ranges bestimmt sind. Unser Reisender tritt durch die stolze Wölbung des mächtigen Thores, sieht den Glanz des mit Equipagen erfüllten Hofes sich vor ihm aufthun und bewundert die Pracht der Pariser Herbergen. Ein Oberhaushofmeister tritt heran und fragt, was zu seinen Diensten steht. Glücklich darf er sich preisen, wenn man alsdann bey dem Anblick seiner schlichten Kleidung, wenn man in Rücksicht darauf, daß er zu Fuß kommt und sich sein Gepäck von einem armen Auvergnaten nachtragen läßt, ihn mit stolzem Blicke von Kopf zu Fuß mißt und ihm darauf trocken bedeutet, es sey kein Raum mehr vorhanden.

Die wahrhaft vornehmen Hotels nehmen nur Reisende auf, die mit Extrapost vorfahren. Aber — es ist möglich, daß der Herr des Hauses an diesem Tage gerade gastlicher gesinnt ist, oder daß seine Geschäfte nicht sonderlich stehen, und man darum mit jedem Wildpret fürlieb nimmt. Auch hat man oft sehr große Herren, selbst indische Nabobs, inkognito mit dem Eilwagen reisen sehen. Dieß bedenkt der Oberhaushofmeister und übergiebt den Neugelandeten einem Bedienten mit blauer Livree und goldenen Tressen, der ihn ersucht, sich die Treppe zur ersten Etage hinauf zu bemühen, und ihn in eine Wohnung von vier Zimmern führt, möblirt und dekorirt, wie die Säle des Hauses Rothschild. Der Diener bemerkt ihm mit tiefster Ehrfurcht: »Wenn Ew. Gnaden mein bedürfen, so klingeln Ew. Gnaden gefälligst; ich bin der Kammerdiener zu Nro. 3., und somit bin ich allein Ew. Gnaden zu Dienste; ich werde mich im Vorzimmer von Ew. Gnaden aufhalten. Werden Ew. Gnaden hier oder an der table d'hôte speisen? Ich erlaube mir, Ew. Gnaden bemerklich zu machen, daß in einer Viertelstunde servirt wird.«

Se. Gnaden werden an der table d'hôte speisen; sie gehen hinab in den Speisesaal und stehen geblendet von den neuen Herrlichkeiten. Der Tisch ist mit strahlenden Armleuchtern bedeckt, mit Schüsseln, die auf prächtigen Kohlenbecken stehen und mit silbernen Glocken zugedeckt sind, mit prunkvollem Porzellan, mit blitzenden Krystallgefäßen und mit einem bronzenen Aufsatz, der mit kunstreichen Vergoldungen geziert

und mit Erfrischungen und Blumen gefüllt ist. Der Reisende aus der Provinz, welcher nie etwas Aehnliches gesehen hat, glaubt sich in ein Mährchen aus tausend und einer Nacht versetzt. Er läßt sich, verdutzt, zwischen einem Lord und einer russischen Fürstin nieder; man trägt ihm die ausgesuchtesten Speisen auf, man läßt ihm die herrlichsten Weine schäumen, und halbtrunken kehrt er in sein Zimmer zurück und sinkt Morpheus in die Arme, der ihn hinter seidenen Vorhängen erwartet.

Keine Fallthüre öffnet sich während der Nacht; doch am Morgen, als die Weinesdüfte verraucht sind, sieht unser Reisender eine Schaar düsterer Betrachtungen an seiner Seele vorüberziehen: „Das ist Alles recht schön," denkt er, „doch es mag Alles auch recht theuer seyn." Er erkundigt sich, und man bemerkt ihm, daß seine Rechnung noch die geringe Summe von hundert fünfundzwanzig Francs nicht übersteige.

Hundert fünfundzwanzig Francs für eine Mahlzeit und eine Nacht! — Es ist wahr, es schlief sich süß in dem Bett, die Speisen waren delikat und der Wein hatte ein achtbares Alter; es ist wahr, man hat ihn mit der größten Aufmerksamkeit behandelt, man hat seinen bürgerlichen Namen stets mit der holdseligen aristokratischen Partikel geziert, doch was hilft dieß Alles? — hundert fünfundzwanzig Francs! —

So in dem, was ihm das Liebste ist, in seinen Finanzen, angegriffen, stößt unser Fremdling einen Seufzer aus; man betrachtet ihn erstaunt, als ob man sagen wollte: „Du bist also kein vornehmer Herr, kein Millionär? Warum kommst du dann zu uns?"

Jedes Widerstreben ist fruchtlos; in den glänzenden Aubergen, in denen man bey lichtem Tage die Reisenden plündert, läßt man nicht weniger mit sich spaßen, als in den düsteren Schlupfwinkeln, welche von nächtlicher Räuberey leben. Der Unglückliche ist in die Falle gegangen und hat nichts Besseres zu thun, als die Börse zu ziehen und sein erstes Lehrgeld zu zahlen. Die Erfahrung ist ein Professor, der sich seine Vorlesungen theurer bezahlen läßt, als Herr Bordogne.

Hierauf beeilt sich unser Reisender, auszuziehen. Er sucht eine bescheidene bürgerliche Wohnung, ein Gasthaus von anständigem Aeusseren, das weder ein Palast noch eine Mördergrube ist, und welches zwar nicht die Gastfreundschaft der Bergschotten an ihm übt, dieß hieße, zu viel verlangen, doch mäßige Preise hat, etwa zwey Francs für den Tag. Dieß kann man in Paris haben, und unser Reisender findet es alsbald in der rue Coquilliere, du Mail, des Filles-Saint Thomas oder in der rue Coq-Héron.

Hier glaubt er, einen Hafen erreicht zu haben, und freut sich der vollkommenen Sicherheit; als er abreist und durch vielfache Ausgaben seine Börse fast geleert ist, sagt er mit Selbstberuhigung zu sich: Schön, jetzt bleibt nur noch die Wohnung und das beträgt nicht viel; den Tag zwey Francs, macht für zwey Monat hundert und zwanzig Francs.

Doch er irrt sich. Man überreicht ihm eine Rechnung von drey Seiten, welche eine Menge unerwarteter Punkte enthält, z. B. für Bedienung 60 Fr.; dem Portier, der 45 Mal nach Mitternacht hat öffnen müssen, 45 Fr.; für Wachskerzen 30, für Zuckerwasser 20, für filtrirtes Wasser 10, für warmes Wasser 15, für Papier, Federn und Dinte 13, für Siegellack 4, für Bestellungen 25, für Abtragung von Briefen 28 Francs u. s. w. Die Nebendinge betragen mehr als die Hauptsache; so entschädigt man sich für die Billigkeit der Wohnung.

Man kann sich denken, daß die Reihe der Ueberlistungen und Betrügereyen, denen unser Freund ausgesetzt ist, hiermit noch nicht zu Ende ist; nun kommen erst die Ränkeschmiede von Fach, die Koketten und die Diebe. Wir begnügen uns, einer Mystifikation beyzuwohnen, durch die er sich bethören läßt.

Zur Zeit des Konsulats war nichts mehr an der Tagesordnung als die Mystifikationen. Gewisse Leute machten sich ein Geschäft daraus, und sie wurden hierdurch nicht bloß gesellschaftlich angenehm, sondern ihr Gewerbe war sehr einträglich. Bey vornehmen Soiréen suchte man sie wie man heut Levassor, Achard oder sonst einen Romanzen- und Volkslieder-Sänger sucht. Die Einen lebten von ihrer Fertigkeit, die Anderen machten sich eine Ehre aus derselben; die berühmtesten erhielten zwey bis drey Louisd'or für den Abend, und dieß war nicht zu viel, wenn man bedenkt, welche seltenen und herlichen Eigenschaften zur Ausübung dieses Gewerbes erforderlich waren, Geist, Erfindungsgabe, Kaltblütigkeit, Ernst, Verschlagenheit, Gewandtheit, Beredtsamkeit, Verstellungskunst u. s. w.

Die besten Mystifikationen fanden bey Tafel, besonders bey festlichen Gelegenheiten, statt. Dieß war eine Art von Zwischenspiel, welches der Wirth seinen Gästen gab. Und dieser Sitte gemäß aßen die berühmtesten Meister dieses Faches täglich in den ersten Hausern von Paris.

Das Opfer dieser beliebten Belustigungen war gewöhnlich ein Fremder aus der Provinz, der eben erst angekommen war. Man mißbrauchte seine Unbefangenheit, seine Unbekanntschaft mit Personen und Zuständen der Stadt, seine Leichtgläubigkeit schonungslos, und ließ ihn, ohne daß er es ahnte, in langen Gesprächen eine unterhaltende und lächerliche Rolle spielen. Der Vortheil war stets auf der Seite des Angreifenden, und die Unterrichtetsten und Geistreichsten ließen sich eben so gut fangen wie die Thoren.

Heutzutage sind die Mystifikationen an den hohen Tafeln nicht mehr gesucht, die Mode hat sich geändert, vielleicht, daß sie in Zukunft noch einmal wieder

zu Ehren kommen. Sie haben sich in die Journale geflüchtet, wo sie die Artikel von den Seeschlangen, von den geraubten türkischen Kriegsschiffen, von den Prinzessinnen, welche Schreiber heirathen, von wunderbaren Wetten, die ein Engländer gewonnen, von Erbschaften im Betrage von mehreren Millionen, die einer Köchin zugefallen, von Steinregen in Spanien, von der Bereitung des Zuckers aus Feuersteinen, von Menschen, die man im Mond gesehen hat, und von anderen gar erstaunlichen Dingen einrücken.

Doch eben so wie man noch einige Spuren von vorsündfluthlichen Thieren findet, stößt man bisweilen noch auf Trümmer dieses ausgestorbenen Geschlechts, welche ihre Kunst unentgeldlich und allein aus Liebe zur Kunst treiben.

Die Reisenden aus der Provinz sind stets die Opfer dieser aufgeräumten Naturen; ihre Unerfahrenheit und ihr Verlangen, sich zu unterrichten, bietet sie ihnen von selbst dar.

So geht ein Pariser und ein Fremder spazieren. Der Erstere fragt seinen Begleiter: Sehen Sie den Herrn, der in diesem Laden die gelben Handschuhe kauft? — Den großen, mageren? Ja wohl. — Das ist Herr von Balzac. — In der That? den muß ich näher sehen. Und alsbald geht der Fremde und kauft drey Paar Handschuhe, um dem berühmten Romanendichter möglichst lange gegenüber zu stehen.

Kaum ist er zurückgekehrt, so macht ihn sein Begleiter in einem Kaffeehause auf einen wohlgenährten jungen Mann aufmerksam, der einen dichten schwarzen Schnurrbart trägt und Domino spielt. Wer ist das? fragt der Reisende begierig. — George Sand. — Wie? ey! Ich ließ mir sagen, George Sand sey eine Frau? — Wohl, das ist sie. — Aber dieser Schnurrbart? — Ist falsch.

So lernt der Reisende im Zeitraum von einigen Stunden durch seinen unbarmherzigen Führer alle Pariser Celebritäten kennen. Ein National-Gardist wird Alfons Karr und ein Munizipal-Gardist Emil Marco von Saint-Hilaire. Am Ende des Tages ist der Unglückselige angegriffen und erschöpft von Bewundern, Staunen und Ermüdung. Und mit Entzücken betrachtet sein Begleiter diese Früchte seiner Bemühungen.

Bisweilen sind es reiche, verschwenderische Leute, welche sich auf eigene Kosten mit Mystifikationen abgeben, um des Erfolges nur um so sicherer zu seyn.

Speisen wir zusammen, spricht Jemand zu dem Fremden, der ihn leicht genug zu täuschen scheint; ich weiß einen Ort, wo man herrlich speist und ausgezeichnet billig, nämlich bey Very. — Man hat mir von Very gesagt, doch ich war nie dort; es soll sehr theuer seyn. — Gewöhnlich allerdings. Die, welche daselbst unbekannt sind, gehen geradezu in den Speisesaal auf ebener Erde, und bezahlen nach den auf der Karte bemerkten Preisen. Doch in den Kabinetten ißt man für eine bestimmte Summe. Man erhält fünf Schüsseln, eine Flasche Bordeaux und eine halbe Champagner für zwey Francs. Very hat auf diese Weise den kleinen Speisewirthen einigen Abbruch zu thun gesucht, von denen der Stadttheil am Palais-Royal wimmelt. Dieß ist allgemein bekannt. Wer in Paris vollkommen unterrichtet ist, lebt herrlich und halb umsonst.

Die beyden Eßlustigen machen sich auf. Der Pariser sucht bey Very die kostbarsten Speisen aus, und sagt nach Tisch zu seinem Genossen: Geben Sie mir Ihre zwey Franken, ich werde bezahlen. Entzückt über diese Entdeckung, erklärt der Fremde, er wolle nie wo anders essen. Am nächsten Tage trifft er drey seiner Landsleute; er will bey geringen Kosten ihnen eine große Ehre anthun, und führt sie zu Very in ein besonderes Kabinet. Er fordert fünf der ausgesuchtesten Speisen, Fisch, Wildpret, Trüffeln, vier Flaschen Bordeaux-Laffitte und zwey Champagner. Darauf geht er, überreicht zwey Fünffrankenstücke und bittet, ihm das Uebrige wieder heraus zugeben. „Ich verstehe nicht, was Sie meynen," redet ihn die Fürstin an der Kasse an. „Hier ist Ihre Rechnung: 110 Franken und 75 Centimen.

Sie irren sich, Madame; ich habe für den bestimmten Preis von zwey Franken gegessen. — Man ißt bey uns nicht zu bestimmten Preisen. — In den Kabinetten? — Ist es eben so wie in den Sälen. — Allein, gestern . . . . . .

Es ist umsonst; nach bitteren Erklärungen und schmerzvollen Erwiederungen ist der Reisende genöthigt, die 110 Franken 75 Centimen zu zahlen.

Anekdote.

Neulich gerieth die Kutsche einer Dame, die nach Blois fuhr, dadurch, daß die Kohlen eines Feuerwärmers mit dem Flechtwerk an der hintern Seite des Wagens in Berührung kamen, in Brand, und die Reisende merkte nicht eher etwas, als bis die helle Flamme aufschlug. Die Dame sprang eiligst heraus, und ein Bauer half nun löschen. Dabey kam heraus, daß dieser auf seiner Mähre schon lange hinter dem Wagen hergewackelt war, und den Rauch sehr wohl bemerkt, aber keinen Lärm gemacht hatte. Als er gefragt wurde, wie er so einfältig habe seyn können, antwortete er: „Es giebt heutiges Tages so viele Erfindungen, daß ich glaubte, Ihre Kutsche sey ein Dampfwagen!"

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg